

Basler Bilderbogen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 24

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Basler Bilderbogen



Ein Bild wird eröffnet

Von Hanns U. Christen

Ich bin ein begeisterter Besucher von Vernissagen. Falls Sie nicht wissen sollten, was eine Vernissage ist, so muß ich Ihnen das erklären. Man versteht darunter den Tag, an dem der endgültige Lack über ein Bild gestrichen wird, damit der Maler keine Gelegenheit mehr hat, es noch weiter zu ruinieren, als es es bisher schon durch fortwährende Verbesserungen ruinierte. Das war einst der Tag vor der Eröffnung einer Ausstellung, weshalb man diesen Tag «Vernissage» nannte. Aus ungeklärten Gründen hat sich das verschoben. Heute nennt man den Tag der Eröffnung einer Kunstausstellung «Vernissage»; dafür streicht man keinen Lack mehr auf die Bilder. Das ist gut so, denn sie würden ja nur noch teurer, als sie ohnehin schon angeschrieben sind. Ich gehe nicht drum begeistert an Vernissagen, weil ich den Geruch von keinem Lack so liebe, sondern weil man dort so charmante Leute trifft. Ganz egal, wer was für Bilder ausstellt – an den Vernissagen trifft man immer die selben Leute. Wenn einmal ein fremdes Gesicht dort auftaucht, so ist das sicher der Künstler, der die Bilder gemalt hat. Aber wen interessiert der schon?

Kürzlich war ich wieder zu einer Vernissage eingeladen. Ich bekam eine gedruckte Karte, auf der stand, daß ein junger Maler «sein Oelgemälde Credo vorstellt», und dazu war angegeben: (800 × 235). Das war ganz offenbar eine Rechenaufgabe. 800 mal 235. Das gibt 188 000, wenn man's ausrechnet, was ich tat. Was war das wohl? Der Preis des Bildes? Ein Wettbewerb, bei dem man Seife gewinnen konnte? Das interessierte mich, und drum ging ich. Schon auf den ersten Blick erkannte ich: 800 × 235 war das Format des Bildes in Zentimetern. Es war genau 18,8 Quadratmeter groß – ungefähr die Grundfläche einer modernen Einzimmerwohnung für 250 Franken im Monat, ohne Heizung und Nebenkosten. Wenn es je ein Bild gab, das ganz großes Format besaß, so dieses. Was allerdings auf dem Bilde, das da eröffnet werden sollte, abgebildet war, das hätte auf einer Briefmarke Platz gehabt. Das linke

Stück, in der Größe eines Quadrats, war orangefarbig gestrichen. Das rechte Stück, ein Rechteck im Goldenen Schnitt, war zinnoberrot gestrichen. Links sah man einen schwarz gezeichneten Kopf. Rechts sah man die schwarz gezeichnete Unterschrift des Künstlers. Ganz am rechten Rand war ein schmaler weißer Streifen; da hatte die Farbe nicht ganz ausgereicht. Nun, Zinnober ist teuer. Unten rechts im Zinnober war erst noch ein Stücklein Orange gemalt, weil der Zinnober dort schon zu Ende war. «Ein großer Zinnober!» sagte jemand neben mir. Ich mußte der Dame Recht geben. Zudem hieß sie Erika.

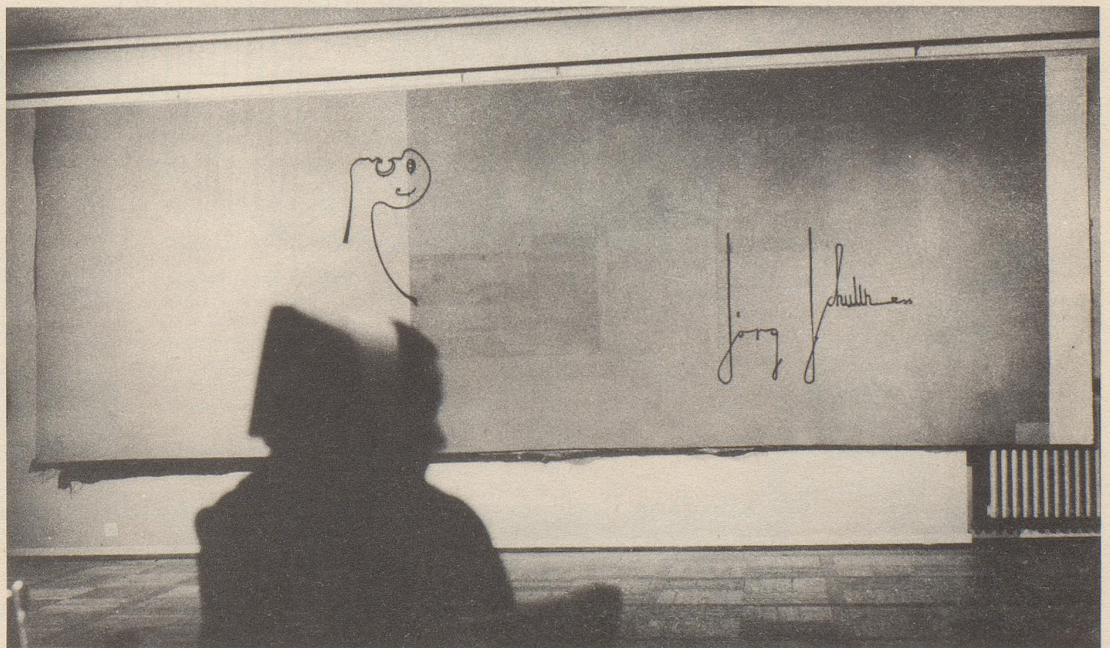
Ein ansehnliches Publikum war bereits versammelt. Alle saßen, was ich verstehen konnte; auch ich mußte mich setzen. Das Publikum bestand aus drei entzückenden Kindergärtnerinnen, zahlreichen sympathischen Primar- und anderen Lehrern, teilweise mit Frauen, und einer Krankenschwester. Ferner war ein Maler anwesend, der gerade um die Ecke vom Künstler wohnt, der eingeladen hatte. Ich muß sagen: zum erstenmal seit Jahren war

ein völlig anderes Publikum zu einer Vernissage erschienen. Wenn nicht der Dackel eines Bekannten auch noch gekommen wäre, mit dem ich auf freundlichen Füßen stehe (er auf vier oder drei, ich auf zwei), hätte ich mich recht einsam gefühlt. Nachdem ich das Publikum, von den entzückenden Kindergärtnerinnen bis zum Dackel, eingehend gemustert hatte, entdeckte ich auf dem Bilde noch weitere mitreißende Einzelheiten. Unter dem Kopf war ein briefmarkengroßes Rechteck draufgemalt, das ich zuerst für eine briefmarkengroße Briefmarke gehalten hatte. Oben rechts sah ich die Zahlen «41–63». Schon wieder eine Rechenaufgabe, deren Resultat lautet: minus 22. Der Maler hat's mit den Zahlen.

Dann schritt er selber zur bestrichenen Leinwand. Sie wurde dadurch nicht reicher belebt, aber er deutete auf Stellen, die sich durch nichts von anderen Stellen unterschieden, und sagte: «Hier ist die Sonne.» Und anderes dieser Art. Das Publikum war ergriffen. Eine bildhübsche Blondine vertraute mir an: «Vorgestern waren noch ein paar Fassaden drauf, aber er hat sie übermalt.» Dann schilderte der Künstler, was alles auf der Leinwand abgemalt gewesen war, bevor er sie überstrich. Es muß ein unerhört reichhaltiges Bild gewesen sein, nach seinen Worten zu schließen. Nichts mehr war davon zu sehen, außer einige Stellen, an denen das Zinnober nicht richtig deckte, so daß man drunter Unreinlichkeiten zu sehen vermutete. Ich beneidete den Künstler aus ganzem Herzen. Wie schade, daß ich seinem Beispiel nicht folgen konnte! Wenn ich bedachte: da könnte ich ein Blatt Papier vollschreiben, dann alles ausradieren oder mit dicker Farbe überstreichen, und mein Redaktor würde das als Artikel ins Blatt drucken!

Ich erwartete nun, daß zum Beispiel jemand aus dem Publikum aufstehen würde und sagen: «Das ist der größte Bockmist, den ich je gesehen habe!» oder sonst etwas Zurückhaltendes. Aber es geschah nicht. Sondern der Künstler, der gerade um die Ecke wohnt, führte eine angeregte Diskussion mit dem Künstler, der das Bild gestrichen hatte, und was sie sagten, war so klug, daß niemand es verstand. Es gibt ja nur eine Art Leute, die noch größeres Blech über Kunst reden können als Kunsthistoriker, und das sind die Künstler selber. Mein Freund, der Dackel, traf in diesem Augenblick verzweifelte Anstalten, vom Stand auf vier Beinen zum Stand auf deren dreien überzugehen, und das bestärkte mich in meiner langen gehegten Meinung, daß Hunde kunstverständlich sind. Er wurde daraufhin auf die Straße spazierengeführt. Das Publikum blieb nach wie vor ergriffen, aber nicht von Flucht, sondern von Ehrfurcht vor dem Schönen. Es war gepackt wie Palmström vor dem Teiche von seinem Taschentuch. Bevor Schlimmeres geschah, stand ich auf, sagte einige freundliche Worte zum Künstler und seiner charmannten Gattin, zum Beispiel «Das ist der größte Bockmist, den ich je gesehen habe!» und dergleichen Lobendes, und betonte, daß der Kopf auf dem Bild nahezu haargenau von Picassos «Guernica» abgezeichnet war. Die Krankenschwester sagte: «Es kommt halt vor, daß zwei Meister die selbe Idee haben. Beethoven und Schubert ist das auch passiert!» Dann ging ich heim, froh beim Gedanken, daß ich einen sehr fröhlichen Abend erlebt hatte.

Seither aber weiß ich nun wenigstens ganz genau, wer daran schuld ist, daß wir eine so himmeltraurige Kunst haben – das Publikum oder die Maler. Ich weiß: die Maler sind's nicht!



13,8 Quadratmeter Bild namens «Credo». (Phot. Hans Bertolf.)